

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 251. Ich bin mein Meind uffgemacht, vorläufig gar nichts mehr von mein alte Trubel zu sagen in in Fäkt den ich auch immer so viel neue Trubel, daß ich die alte ganz allein losse muß. Das kommt immer nur davon her, wann mer so en süßliche Mann hot, wo mer gar nit e wenig dran diepente kann. Wann ich do annere Wimmen sehn, wei deme ihre Hosbands die duhn einiges for se. Eehn Se, ich will ja gar nit, daß en Mann en Hannebambel aus sich mache dußt, awer e ganz klein wenig mehr händig könn er schon sein. For Guttneß Sehts, mer hot doch sein Mann nit bloß von nege seine gute Luds! Wenn for Justenz die Kinner Sonnabags Morgens redig gemacht wer'n solle, for in die Sonnabagschul zu gehn do muß off Kohrs gehoffelt wer'n leit Sichte. Dente Se awer, daß der Philipp dann nur emol e Hand rührn deht for mich e wenig zu eichte? Noffer. Wenn ich ihn sage, Philipp, for pittieheks duß doch emol den Johanne sei Fehs e wenig schrotte, dann sagt er, for warum ich mich nit e Schrotblechle geordert hätt, wann ich so dreckige Arbeit zu schaffe hätt. Wann ich ihn sage, er soll die Buwe e wenig ihre Schußs passliche, dann sagt er, wann er in das Schußsfein-Bühne gehn wollt, dann deht er sich en Stend an den Schtwert uffmache. In immer so Riemarks soll sich emol e Frau nit ärgern! Wann ich nit so e artig gut-mietiges Weise in mich hätt, dann hätt ich schon den größte Fuß rehte könne. An letzte Sonnabag is es wider ganz den nämliche Weg gange. Ich bin gesagt: „Phil, duß den Bub doch emol e wenig mit e nasses Taul un e wenig Sändsohp sei Mäilche ab-pupe.“ Do hot er awer angewie! „Wer duht m ich dann mei Mäilche ab-pupe?“ hot er gesagt. „Wann ich in den Respekt kien sei will, dann muß ich es selbst mache un das is was auch die Kinner duhn solle. Es wär was annersichter wann se Behödis wär; dann deht ich sage, mach d u's for se, awer feger wie die, die sin all genug selbst for ihre Kienneß auszugude.“ Gafch, was hot mich das so mähd gemacht un wann es nit for mei sanftmütiges Temper wär, dann hätt ich ihn gut un hart die Meinuna gesagt. So awer hen ich nids annersichter gelagt, wie: „Du trauriger Sedel, wann die Kinner nit da wär, dann deht ich jetzt den nasse Räd neme un deht ihn dich so lang um die Ohre erum schmeiße, bis dich Hörn un Sehn vergehn deht. Du bist nit so viel werth, daß dich die Sonn bescheine duht; du armseliger sedendhändiger Trauermantel du.“ Un was dente Se was er gedahn hot? Sei Klut un sein Hut hot er genomme un is fort un hot gesagt, wenn es Zeit for Dinner wär, dann sollt ich ihn mit ein von die Buwe Wort zu den

Wedesweiler schide, un dann es er fort. Well, hen ich gedent, wann du so lang gesund bleibst, bis ich das duhn, dann brauchst du in bei ganzes Leue kein Dadder. Mit die Buwe sin ich in Zeit fertig geworde un dann hen ich mei Haus uff gestreht un hen gestart mei Dinner zu toche. Mehr wie einmal sin mich die Tiers in mei Auge komme, so oft ich an den Philipp gedent hen odder Dnjenis gepielt hen. For was hen ich ennighu geheirath? Mer is doch jetzt auch in den Alter, wo mer sich nit mer so abzuhunge gleich, awer instett daß ich es e wenig lessiger kriege deht, hen ich jeden Dag mehr Arweit un mehr Vater; der Philipp der kommt nur heim zum Schloße un zum Esse, die annere Zeit duht er bei den Wedesweiler spende un do soll ich fättisse sein! Oh, ich arme Frau, mit was hen ich nor so e Schicksal verdient? Awer es soll annersichter wer'n. Ich will nit mehr länger dem Runne sei Bescheputtel mache, ich will mich jetzt auch emol e gute Zeit mache. Wie die Buwe heim sin komme, hen ich se zu die Stachelhuberschen geschid un hen sage losse, se sollt emol gleich zu mich komme. Es hot noch keine zehn Min-nits genomme, do war se do un ich hen gesagt: „Stachelhuberschen, ich braudde e Wimmen wo for mich schrotte un wasche duht un wann Se wolle, könne Se jede Woch drei Däg for mich schaffe. Wann Se von e gutes heiert Wehdche wisse, dann nennm ich se auch.“ Schuhr Ding, hot se gesagt, do is unfer Bawelt, do is e Bielsa; die sicht Ihre Ihr Haus uff, wie alles un in Fäkt kann se e kleine Hausarbeit duhn. Se hot bin den eine Fehler, un das is, se will nit Bawelt gerufe sein. Se sagt ihren Name wär Dehste un wann Se se bei den Name rufe, dann hen se das beste Wehdche von die Welt. Se hot schon e ganze Latt Pläg gehabt, awer se is an e diesentes Arietment gewöhnt un kann nit mit ungebildete Leut uff-mache. In ihren letzte Plag, do is der Babs zu freundlich mit sie gewor-de un do hot se getuht. Vorher war se bei e alte Lehdie, wo se bloß abzudoste gehabt hot, das meint das Haus; awer wie se zwei Dag dort war, do hot se die ganze Wasching duhn müsse un hot jeden Dag for e Rahrte toche müsse; off Kohrs hot se do auch ge-tuht. In e annere Kämmlie, do hot se nids zum Frühstük kriegt wie Ohtmiel un so Stoff un den Weg sin meine Kinner nit gereht; un wann ich jeden Dag wasche dehn muß, an Leue do losse mer uns nids abgehn, bitahs mer lebt nur einmal un das is all.“ Se hot mich noch e ganze Latt von die Deme verhält un ich hen gesagt: „Stachelhuberschen, schide Se mich Ihre Ihr Wehdche.“ Wisse Se, Mister Editor, ich sin in en Zuh-mer gewese, daß ich einiges genomme hätt, bloß for daß ich for den Philipp die Schpenze rehte tonnt, bitahs der hot bis jetzt doch noch keine Ahnung gehabt, was e Haushaltung toste duht so lang ich so enselfig gewese sin un all die Dredarbeit selbst gedahn hen. Das is der einzige Weg, wie mer die Männer fidsse kann. Ich kriege mich awer noch mehr Help un in mein nächste Brief will ich Ihre verzele, wie er die Surpreis uffgenomme hot. Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanfstengel.

Ein einfältiger.

Chef: „Warum hat die Dame den Hut nicht gekauft? Haben Sie ihn denn nicht gehörig angepriesen?“ Kommiss: „D, im Gegentheil, ich hab' ihn sogar vorgelesen, daß wir davon schon mehrere Dugend verkauft hätten!“

Basstend.

Stüffel (der wieder auf dem Trocknen ligt): „Ich bin schon ganz lebens-überdrüssig, wenn nicht bald Geld kommt, lasse ich mich von einem — Bierwagen überfahren!“

Jung geblieben.

Vid aus dem Soldatenleben von F. Schwarzungen.

Vor wenigen Tagen erst — man s'rieb das Jahr 1900 — waren wir in der Landeshauptstadt, der neuen Garnison eingerückt. Fast fünfzehn Jahre hatte das Regiment vorher in dem weitentfernten, patriarchalischen Provinzialstädtchen K. gelegen, welches mit Recht als das Erit des Kronlan-des galt und außer einer prächtigen Jagdgelegenheit so gut wie nichts in außerdienstlicher Beziehung bot. Umso mehr und verlangenber wurden in diesen ersten Tagen, als gelte es, sich für Langentbehrtes zu entschä-digen, von Jung und Alt die Gemüße der großstädtischen Darbietungen in sich aufzunehmen. Auch ich ließ innerhalb der einem Strohmittler natürlich gesetzten Gren-zen der bis nun als latente Kraft ge-schlummerten Vergnügungssucht die Bügel schießen, wobei ich mich zumeist an Oberstleutnant Freiherrn von Hennstein angeschlossen. Er war ledig, wohlhabend und mit immer mehr Freund als Vorgesetzter gewesen. Hun-derte gemeinschaftlich unternommener Jagdausflüge, die gemeinsame Liebe zu jeglichem Sport waren es, die uns näher gerückt und jenes vertrauliche Band um uns schlang, welches sonst wohl seltener Männer verbindet, die just im Lebensalter un fast ein Vier-teljahrhundert getrennt sind. Wir hatten eben im „Continental“ unferen Schlusstapuziner geschlürft. Mitternacht war längst vorbei. Am Heimgange bei seiner Wohnung angelangt, lud er mich ein, noch einen Schlaftrunk zu nehmen. Im hell erleuchteten Heime mich um-sehend, fand ich, daß das mir wohlbe-kannte, vornehme Meublement in der neuen Umrahmung nur noch gewann, und daß sich Hennstein ganz in seiner Art recht wohl- und behaglich, fast luxuriös eingerichtet hatte. Nur Etwas fand ich neu hinzuge-kommen: Veler dem Schreibstische, der mit kostbaren antiken Figuren und al-terhand von seinen weiten Reisen mit-gebrachtes Rippes geziert war, hing ein verschleiertes Bild. Der breite, tunst-voße Barock-Goldrahmen, der über den dunklen Vorhang lugte, deutete auf ein kostbares Delportrait. Neugierig war ich feit Kinderbeinen. „Auf eine frohe Zukunft hier in der neuen Garnison“, rief Hennstein sein Glas mit dem meinenten an. Mir wollte es scheinen, als ob er mir die auf den Lippen stehende Frage bezüg-lich des Bildes abschneiden wollte. Verzeht mir Dein Geheimmittel-chen: jung zu bleiben!“ sprach ich, ei-ner momentanen Eingebung folgend, unvermittelt. Eine Welle der Freude glitt über seine markanten Gesichtszüge. Dann leerte er, nicht ohne einen innigen Blick nach dem Bildnis gethan zu ha-ben, das zweite Glas mit einem Zuge. „Das ist doch so einfach, besonders für uns Soldaten! Der alte Spruch, den die Mästen gedankenlos herunter-leiern, ohne ihn jedoch zu beherzigen, enthält ganz offen jenes Artamum: Das Glück dieser Erde liegt auf dem Rücken der Pferde, In der Gesundheit des Leibes — ah,“ brach er plötzlich ab, „schon der erste Theil des Epigramms führt zum Ziele, der zweite, nicht Jedem erreich-bare, aber zum Paradiese, das Du übrigens ja in Deiner richtigen Wahl gefunden!“ „Blide zurück, und Du wirst her-ausfinden, daß ich meine Pferde täg-lich, bei jeder Jahreszeit und Witte-rung im Dienste, zur Jagd oder sonstigen Vergnügen ausgiebig persönlich reite. Diese eigenthümliche aktiv-pas-sive Bewegung, die das Blut tüchtig durcheinander bringt, von jeder Schla-de reinigt, die erhöhte Athmung zu-meist in frischer Luft und freier Natur, sie bedingt der Mann zur Gesund-heit.“ „Das wäre für den Körper.“ „Und für die Seele die Kunst.“ Hennstein's ausdrucksvolle Augen begannen zu leuchten, er hatte hiermit seine ureigene Domäne betreten. „Die Kunst, auf welchem Gebiete immer Du Dich ihr genähert oder sie gelibt, sie lohnt es Dir tausendfach. Male, schreibe, singe, musizire, nur er-hebe Dich durch ernstes Streben darin durch eigene Kraft, durch Beschäfti-gung mit Dir selbst über die Banali-tät des Alltags. In Dir selbst und durch das Schicksaligenüßen wird Dir ein Jungbrunnen des Glückes und der Zufriedenheit entspringen. Die neue Welt, die Du Dir derart schufst, be-gleitet Dich auf jedem Deiner Schritte, und stündest Du mitten in der Sa-hara. Dein eigener, innerer Reich-thum zieht die Welt Dir nach und bannet auf immer die schredlichsten Feinde der Menschheit, Geistesarmuth und Langeweile. Und das, Freund, erhält jung.“ „So, jetzt weißt Du das Rezept.“ sprach Hennstein lächelnd, während bi-große Standuhr drei tiefe Schläge, wie mahnend, durch das Zimmer zittern ließ. Den geeigneten Zeitpunkt für ein Klavierstück hielt ich gerade nicht gekommen, aber Hennstein sah schon am Piano und ließ seine schmalen

Hände über die Tasten gleiten. Er träumte in Tönen wohl einen heißen Wunsch. Mit einer schrillen Disso-nanz schnitt er plötzlich ab; ich fuhr erschreckt empor. „Sagtest Du nicht vorher, ich wäre noch jung? Nie vorher wie heute habe ich diese gewohnte Bemerkung so gern vernommen.“ sprach Hennstein leidenschaftlich. „Ja,“ fuhr er fort, „ich baue darauf, jetzt, wo ich vor der bedeutend-sten Wendung im Leben stehe. Doch wenn es schief geht, wenn ich doch zu alt wäre“ — ein banger Seufzer ent-rang sich seiner Brust — „dann wünschte ich mir ein so schnelles Ende, wie ich es meinem Spiele bereite.“ Ich verstand ihn nicht ganz. Er kam mir sofort zu Hilfe. Mit schnellem Griff riß er die Hülle von dem Bilde. „So, jetzt wisse es, ich liebe sie un-fagbar. Sie oder keine Andere wird mein Weib.“ Mir stockte der Athem. Denn das edle Madonnenesicht, welches im fahlen Scheine der gegen-überstehenden Klavierlampe so ernst, wie fragend, herablickte, war die ju-gendliche Wittne des vor Jahresfrist verstorbenen Kameraden, Oberstleu-nants H. Stumm starrte ich mit Henn-stein den ungewöhnlich schönen, etwas herben, stolzen Ausdruck des Gnaden-bildes an. Meine Glückwünsche lehnte Henn-stein bitter ab. „Nicht nicht — vielleicht bald — vielleicht aber auch nicht,“ sprach er nachdenklich. Und jetzt erfuhr ich, daß er ohne ihr Wissen sich in seiner Leidenschaft nach einer erlauteten Photographie das Kunstwerk herstellen ließ, und daß er schon morgen eine Antwort auf seinen Antrag haben könnte, die er aus Wien, ihrem jetzigen Aufenthaltsorte, er-warte. Nun war mir Alles klar. . . . Geschlafen habe ich fast gar nicht; immer wieder sah ich nach dem Vor-trait hinüber, dessen Aristokratie so unendlich viel Anmuth, Stolz, Un-nahbarkeit und erlittene Enttäuschung von sich ausströmte. Mir bangte auf einmal um Henn-stein — ich wachte nicht, warum. . . . Zwei Tage darauf ist Manöver. Hennstein kommandirt das Regiment auf Abmancement. Eben führt er die Umfassungsgruppe durch einen breiten Waldbüschel. Eine Barriere ver-sperrt das Vorwärtstommen. Zum Unglück muß auch ich gerade an der Fete eingetretet sein. Will Hennstein seinen von mir so oft gerühmten Ruf als Reiter rechtfertigen? Der Wahr-sinnige sieht nicht ab! — Aqathon, sein hoher Braun, bäumt sich vor dem Hin-derniß. Erneuert reitet Hennstein rücksichts-los an. Aqathon nimmt nervös die Bar-riere, bleibt dorne hängen und roulirt wie ein in den Kopf geschossener Hase. Ein Augenblick nur — Hennstein s'igt wie angezogen in Sattel, mit dem Kopf nach unten — dann wird er mit gebrochenem Rückgrat unter Aqathon hervorgezogen. Am gleichen Nachmittage langte ein von Frauenhand geschriebener Brief an seine Adresse ein. Mit zwei an-deren Kameraden zur Aufnahme sei-ner Habseligkeiten bestimmt, drängte ich darauf, das Schreiben Kommissio-nen zu eröffnen. Ich wünschte so sehr, daß es vor aller Welt die Er-klärung der für Uueingeweihte räth-selhaften Beziehungen des Todten zu dem sonst sompromittirrenden nachge-lassenen Delportrait brände. Jene Hoffnung wurde ganz erfüllt. — In Schnappen, aber höflichen Zeilen enthielt der Brief die Abgabe der Zweijun-danzjährigen unter Hinweis auf den jedenfalls bestehenden großen Mi-tersunterschied. Hennstein war jung gestorben; auch die erste hebe Mahnung an sein that-sächlich beinenneses Alter war ihm erspart geblieben! Gesund, cittriv, lev.

Das Wohl Anderer, ist eine uralte Sitte, die gleicherweise schon in vor-christlicher Zeit, sowohl im sonnigen Rom und Griechenland wie im rauhen, kälteren und dunklen germani-schen Lande üblich war. Hatte in Griechenland bei einem Gelage der Herr des Hauses seinen Becher mit Wein gefüllt, so vergoß er zunächst die ersten Tropfen zu Ehren der hohen Götter, die beim Gastmahl zu vergessen eine Schmach bedeutete hätte; dann kostete er der Wein und trant davon auf das Wohl oder zur Bewillkommung des neben ihm sitzenden Gastes; dann nahm dieser den Becher, trant und überließ ihn dem Nachbar. Man hatte damals, wie bis hinein ins Mittelalter auch in Deutsch-land üblich, nur ein Trintgeschäß für eine ganze Gesellschaft. Dieses ging der Reihe nach herum, und daher schreibt sich die alte Bezeichnung einer Trintgesellschaft „der Becher freiste“. Wie in Griechenland, so war auch im alten Rom das Gesundheitstrinken üblich; dort hielt man sich sogar einen eigenen „magister bibendi“, dem es oblag, die Gesundheit auszubringen. Es war dies Gesundheitstrinken sogar etwas beschwerlich, besonders wenn der gefeierte Gast einen langen Namen hatte; denn die höfliche Sitte schrieb vor, so viel Becher zu leeren, als der Name Buchstaben hatte. Außerdem wurden noch drei Becher zu Ehren der Götter, oft ein vierter, dem sie den Namen „Becher der Gesundheit“ gegeben hatten, zu Ehren des „guten Gei-tes“ geleert. Wenn Jemand vom Tisch aufstand, auf dessen Wohl nicht ge-trunken war, so wurde das als Be-schimpfung und Entwürdigung der Freundschaft angesehen. Fremde durf-ten nicht auf das Wohl etwa anwesen-der Frauen trinken; dieses Recht stand nur den Verwandten derselben oder dem Gastgeber zu. Im alten Deutschland trant man bei festlichen Gelegenheiten oder auch beim Mahl im Familientreise der „Götter Winne“, d. h. man goß einige Tropfen dem Trintforn oder der Trintmuschel aus „zum Gedächtniß der hohen, alle guten Gaben spenden-den Götter“. In christlicher Zeit trat an die Stelle das „Gedächtnistrinken“ der Heiligen, z. B. die St. Gertrauds-Winne, die St. Michaelswinne, St. Johannis-, St. Martinswinne u. s. w. Da auch hier, wie in Rom und in Griechenland, meist nur ein die Kunde machendes Trintgeschäß vorhanden war, je grüßte außerdem ein jeder den Näch-sten, dem er den Krug oder das Horn gab, mit den Worten: „Ich trinke Dir zu.“ Darauf mußte der andere Bescheid thun. Es wäre eine Beleidigung gewesen, den Becher weiter zu geben, ohne daraus getrunken zu haben. Um oft deshalb vorgetommene Streitigkeiten in seinem Heere zu vermeiden, verbot Karl der Große seinen Kriegern, so lange sie bei der Armeelagerung, sich gegenseitig zuzutrinken. Die Angelsachsen hatten den Trint-spruch: „Wass hail“ mit in das ferne Inselfand genommen, und später wurde die Bowle, eine englische Erfin-dung, oft „wossail bowle“ genannt. Jetzt sind die Sprüche „Wass hail“ oder „Drink hail“ mehr dem „Ill pleige von“ gewichen. Die Sitte, mit den Gläsern anzu-stoßen, fand sich ein, als die Kunde des Bechers aufhörte. Konten also die Tischgenossen nicht mehr aus dem-selben Gefäß trinken und so ihre Zu-sammenghörigkeit oder Freundschaft betonen, so berührten sie dafür mit ihren Bechern die Becher der Tafelge-nossen. Dieser Ertrag ist betanlich noch heute üblich, wenn auch oft den Tischgenossen nicht bequiem. Meist ergab sich eine Wanderung der Gäste von Gast zu Gast, und das „Anstoßen mit jedem“ wollte kein Ende nehmen. Jetzt ist es mehr üblich, ruhig auf sei-nem Platz zu verharren und nur mit den zunächststehenden anzustoßen.

Ausnahmen sind, wenn es gilt, auf das Wohl des Gastgebers, der Haus-frau oder eines Brautpaares an der Hochzeitstafel zu trinken. In Frank-reich hat man für das Anstoßen das deutsche Wort „Trinten“ französisirt. Man sagt dort dazu „trinquer“. Früher hörte man in Italien oft das Wort „brindisi“ für Gesundheit-trinken, welches jetzt ebenfalls mehr vom „toast“ verdrängt wird. Dieses Wort, welches so merkwürdig in seiner Fassung anmuthet, ist weiter nichts als eine Zusammenziehung der deutschen Worte, mit denen die Trintfchale früher die Kunde machte: „Bring' sie Dir“. Vielfach ist man von Tischreden ge-legentlich kleinerer Festlichkeiten abge-tommen. Man hebt vielleicht nur das Glas gegen seine Nachbarin, seinen Nachbar oder sein Bibasis und trinkt ihnen zu. Darauf nicht Beschaid zu thun, verstoßt gegen die Höflichkeit; selbst Damen, die im Augenblick nicht trinten wollen, müssen wenigstens das Glas erheben und an die Lippen füh-ren. Anders ist es bei offiziellen Fest-lichkeiten, bei Jubiläen, Verlobungs-feiern, Hochzeiten, Tauffchmäusen, beim Empfang besonders geehrter Gäste u. s. w. Der gute Geschmack verlangt, daß nur Leute sprechen, denen Gewandtheit und Korrektheit im Ausdruck, sowie gutes Gedächtniß, Schlagfertigkeit, nach Bedarf auch feiner Humor zur Verfügung stehen, die ein löbendes, klugvolles, nicht freischendes Organ haben. Nichts ist für die Gesellschaft peinlicher und oft zu unfreiwilliger Heiterkeit Veranlassung gebender, als wenn Jemand das Wort ergreift, der nicht im Stande ist, gut zu spre-den. Denn auch den Eindruck des mühselig „Auswendiggelernten“ soll die Rede auf seinen Fall machen. Gute Redner, die Anlage und Übung im Reden ha-ben, verfallen wieder leicht in den Fehler, „überall“ und zu jeder Ge-legenheit sich hören zu lassen; derartige Künstler haben seit einigen Jahren den Namen „Brotensborde“ erhalten. In aristokratischen und Offizierskrei-sen, z. B. auch an Familientagen alter Geschlechter, geht ein kurzer Trint-spruch auf den Kaiser allen anderen Toasten, sogar dem auf ein Hochzeits-paar, voran. Bei kleineren Familien-feiern dagegen erfolgt ein Trintspruch auf den Kaiser nicht. — Damen bringen niemals einen Toast aus. Sind Damen unter sich, so ist die Sache natürlich ganz anders, da wird Niemand gegen einen Trintspruch aus Frauen-mund etwas einzuwenden haben. Und Grenzen sollen auch dem besten und gewandtesten Redner beim Toast gesetzt und er allemal, wenn er an's Glas klinget, dessen eingedenk sein: „Kürze ist Würze“. Ein Arzt in Baltimore sagt, wenn die Leute keine Hüte tragen würden, könnten sie alle hundert Jahre alt werden. Der gute Mann meint vermu-tlich, daß die Männer ein längeres Le-ben haben könnten, wenn die Frauen weniger oder gar keine Hüte tragen würden. * * * Ein Mädchen in Beverly, N. J., schworbe in Lebensgefahr. Sie lachte acht Stunden ununterbrochen und nie-mand wußte dem Lachstampf Einhalt zu gebieten. Warum las man der Pa-tientin nicht einen Karnevals-vortrag oder eine Seite aus einem Witzblatt vor? Da wäre ihr das Lachen schon vergangen. * * * South Dakota will Aufenthalt von mindestens einem Jahre verlangen, ehe jemand auf Scheidung klagen darf. Wer es so lange dort aushält, hat ge-wiß Anrecht auf eine Belohnung. * * * Maximilian Harden prophezeit ei-nen bald en Krieg zwischen America und Japan. Die meisten Menschen denken anders von der „Zukunft“ als Harden.

Ein feierlicher Augenblick.



Zwei Einbrecher haben lange an einem Kassenschrant herumgewürgt. Endlich weicht die Thür den vereinten Bedrängern. Da sagt der Eine: „Franz, jetzt mißse mer aber een drinke zur Eröffnungsfeier.“

Die niedlichen Füßchen.



Herr (in einem unbewachten Moment zu seiner heimlich Verlobten): „Spürtest Du denn nicht den zarten Druck meines Schubes auf deinem niedlichen Füßchen?“ „Was, das soll —“



„wein muß gewesen sein!“